

Daniel LUDWIG, Die Bedeutung von Tausch in ländlichen Gesellschaften des fränkischen Frühmittelalters. Vergleichende Untersuchungen der Regionen Baiern, Alemannien und Lotharingen (Besitz und Beziehungen. Studien zur Verfassungsgeschichte des Mittelalters, Bd. 2), Ostfildern: Jan Thorbecke Verlag, 2020; 404 S.; ISBN 978-3-7995-9401-1; 49 €.

Die vorliegende Monographie geht auf die Dissertation zurück, die der Vf. 2017/18 an der Universität des Saarlandes abgeschlossen hat. Die ursprüngliche Arbeit entstand zu einem großen Teil im Rahmen des DFG-Projekts „Die Bedeutung von Tausch als sozio-ökonomisches Phänomen in ländlichen Gesellschaften zur Zeit der Franken“. Die Druckfassung wurde als zweiter Band in der Reihe „Besitz und Beziehungen. Studien zur Verfassungsgeschichte des Mittelalters“ veröffentlicht, die von Jürgen Dendorfer (Freiburg) und Steffen Patzold (Tübingen) herausgegeben wird. Das Buch ist somit in einen größeren Diskurs eingebettet, der von der Kritik am klassischen Konzept des früh- und hochmittelalterlichen „Lehnswesens“ ausgelöst wurde. Im ersten Band der angesprochenen Reihe unternehmen die Herausgeber den Versuch, die komplexen Phänomene, welche die Forschung des 20. Jahrhunderts noch mit Begriff des „Lehnswesens“ umschrieb, mit einer eigenen Terminologie zu erfassen; im Zentrum stehen dabei der Begriff der „Leihe“ beziehungsweise verschiedene Formen der Leihe.¹

Das vorliegende Werk ist hingegen dem Tausch gewidmet, der jedoch, wie der Vf. gleich zu Beginn anmerkt, zu anderen „Transaktionsarten“ wie der Schenkung, dem Kauf und der Leihe zu zählen ist. Gleichzeitig möchte der Vf. die Bedeutung von Tauschgeschäften gerade auch „in Abgrenzung zu diesen Formen von Eigentums- bzw. Besitzwechsel“ in den drei Regionen Baiern, Alemannien und Lotharingen zum ersten Mal systematisch herausarbeiten. Die geographische Auswahl begründet er mit der unterschiedlichen politischen Entwicklung, die sich insbesondere im Falle Alemanniens und Baierns durch die eher lockere Angliederung an das Zentrum des Frankenreichs vor dem 8. Jahrhundert erklärt und somit unterschiedlichen sozialen und ökonomischen Entwicklungen Vorschub leistete. Die chronologische Eingrenzung bis zum Jahre 900 wird nicht weiter begründet. Als zentrale Quellen für seine Untersuchung nennt der Vf. Rechtsquellen, Herrscherurkunden und

1 DENDORFER, Jürgen und PATZOLD, Steffen (Hrg.), *Tenere et habere*. Leihen als soziale Praxis im frühen und hohen Mittelalter, in: *Tenere et habere*. Leihen als soziale Praxis im frühen und hohen Mittelalter, (Besitz und Beziehungen. Studien zur Verfassungsgeschichte des Mittelalters, Bd. 1), Ostfildern 2023, S. 16–21.

Privaturkunden, wobei diese für die Karolingerzeit erwartungsgemäß in größerer Zahl vorliegen als für die Merowingerzeit (S. 12-13).

In der Einleitung (S. 11-48) geht der Vf. zunächst auf den Forschungsstand ein, wobei er sich auf wirtschaftsgeschichtliche (S. 15-29) und gesellschaftliche Aspekte (S. 29-40) von Tausch konzentriert. Unter letzterem Punkt folgt auch die eingangs angesprochene Anknüpfung an die aktuelle Lehnswesen-Debatte. Der Vf. unterstreicht hier die Notwendigkeit, stärker und präziser zwischen den verschiedenen Transaktionsformen, die in den Quellen erwähnt werden, zu differenzieren und zu klären, inwiefern sich „echte“ Tauschgeschäfte (nach Hans-Werner Goetz) von Schenkungen und „tauschähnlichen Transaktionen“ wie der prekarischen Leihe oder der Benefizialleihe unterscheiden (S. 35-40). Nach einer kurzen Rekapitulation der wichtigsten sozial- und wirtschaftswissenschaftlichen Theorien des Tauschens (S. 40-49) widmet sich der Vf. im ersten Teil seiner Arbeit dem Tausch in den spätantiken und mittelalterlichen Rechtsquellen, wobei insbesondere die frühmittelalterlichen *leges* und Formelsammlungen im Vordergrund stehen (S. 49-81). In diesem Zusammenhang verwundert die nicht mehr zeitgemäße Wortwahl des Vfs. in Bezug auf „germanische Rechtstraditionen“ (S. 49) und die „Stämme“, die unter Chlodwig I. unterworfen wurden (S. 12).

Die nachfolgenden drei Kapitel bilden den Hauptteil des Buchs und behandeln nacheinander die Gebiete Lotharingen (S. 83-147), Baiern (S. 149-229) und Alemannien (S. 231-331). Die Kapitel gliedern sich nach den Überlieferungen der einzelnen Klöster. Der Vf. geht in jedem Fall systematisch vor und analysiert die Urkunden, die sich vielfach nur als Abschriften oder *deperdita* in hochmittelalterlichen Codices erhalten haben, hinsichtlich ihrer Terminologie und der verwendeten Formeln für Tauschgeschäfte und „tauschähnliche“ Transaktionen. Dabei versucht der Vf. auch in jedem Fall, die Anzahl an Tauschgeschäften statistisch zu erfassen. Im Kontext der vorliegenden Zeitschrift sei kurz erwähnt, dass sich gerade innerhalb der eigentlich reichen Überlieferung an Privaturkunden aus dem Kloster Echternach für den Zeitraum bis 900 nur drei Fälle von „echten“ Tauschgeschäften nachweisen lassen, wobei zwei aus der Zeit Willibrords (658-739) stammen (S. 115-118).

Knappe Zusammenfassungen (S. 333-347) sind durchaus zu begrüßen, doch sticht in diesem Fall die Diskrepanz zwischen der detaillierten Vorgehensweise des Vfs. in den einzelnen Kapiteln und den eher allgemein gehaltenen Schlussfolgerungen hervor. Dieser Umstand ist sicherlich auch der ungleichen Provenienz und Verteilung der Quellen in den drei Regionen geschuldet. Während in Baiern umfangreiche Sammlungen aus den wichtigsten Bischofskirchen erhalten sind, setzt sich der Korpus für Lotharingen eher aus den Traditionen einzelner Kirchen und Klöster zusammen, und in Alemannien die Überlieferung aus St. Gallen überwiegt. Dies erschwert die Formulierung präziser Aussagen zur Bedeutung des Tauschs in den drei Untersuchungsräumen (S. 333-334). Gleichzeitig stellt der Vf. fest, dass sich – trotz der erwähnten regionalen Unterschiede – bis zur Mitte des 9. Jahrhunderts eine homogene Praxis durchgesetzt hat, was nicht zuletzt auf die Entstehung einheitlicher Formulare für Tauschgeschäfte unter den Karolingern zurückzuführen ist (S. 336). In

der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts, so stellt der Vf. fest, waren Tauschgeschäfte „alltäglich“ und „geläufig“ (S. 344).

Inwiefern dieser starke Zuwachs an Tauschgeschäften in der urkundlichen Überlieferung im 9. Jahrhundert politische Hintergründe hatte, lässt sich laut dem Vf. kaum genauer beantworten. Neben der Problematik der Veräußerung von Kirchengut, der Knappheit der Ressource Land und der Absicht, Arrondierungsmaßnahmen durchzuführen, könnten kirchliche Grundbesitzer laut dem Vf. vor allem in Baiern und Alemannien auf Tauschgeschäfte zurückgegriffen haben, da diese Regionen noch unter der Herrschaft Ludwigs des Deutschen wirtschaftlich und administrativ „weniger entwickelt“ waren und Landschenkungen daher seltener ausfielen (S. 342). Auch die abschließende Bemerkung, dass Tauschgeschäften für Transaktionen mit Kirchengut „eine entscheidende ökonomische Funktion zugesprochen werden“ muss (S. 347), mutet angesichts der Quellenarbeit im Hauptteil eher unscharf an. Daneben fällt auf, dass der Vf. als zentrale Akteure in dieser Entwicklung vor allem die fränkischen Herrscher, die Bischöfe, die Äbte, ihre Vögte und weltliche Grundherren identifiziert (S. 344-345). Die im Titel angesprochenen „ländlichen Gesellschaften“, vor allem diejenigen Personen, die nicht zur Elite zu zählen sind, bleiben demnach unterrepräsentiert. (Der Begriff „ländliche Gesellschaft“ wird zudem in der Einleitung nicht weiter definiert.) Auch wenn dieser Umstand ebenfalls auf die Quellenlage zurückführen ist, zeigt sich, dass im Zusammenhang mit der Neubewertung des „Lehnswesens“ noch zusätzliche Studien zum Handlungsspielraum und der *agency* anderer Bevölkerungsgruppen innerhalb des Wirtschaftszyklus der fränkischen Welt nötig sind.

Dieser Anmerkungen zum Trotz hat Daniel Ludwig mit seinem Buch eine wichtige Grundlage für weitere Untersuchungen geschaffen, die sich vor allem durch ihre systematische Sammlung prosopographischer und terminologischer Informationen in Bezug auf Tauschgeschäfte im 8. und 9. Jahrhundert auszeichnet.

Michel Summer (Heidelberg)

Robert WAGNER, Fort Lambert, Luxembourg: Frënn vun der Festungsgeschicht a.s.b.l., 2023; 107 S.; ISBN 978-2-919896-02-8; 20 €.

Dass die *Baugeschichte der Stadt und Festung Luxemburg* von Jemmy Koltz, 1970 in 2. Auflage erschienen, nicht mehr dem heutigen Wissensstand entspricht, ist bekannt. Umso dankenswerter ist der Einsatz der „Freunde des Festungsgeschichte Luxemburg“, die nicht nur als Lobby für den Erhalt und die Instandsetzung noch vorhandener oder wiederentdeckter Festungsteile eintreten, sondern sich auch deren Erforschung widmen. Jüngst hat ihr Vorsitzender eine quadratförmige Broschüre vorgelegt, in der er die von ihm in seiner Zeit als Mitarbeiter des staatlichen Grabungsdienstes beaufsichtigten Ausgrabungs- und Konsolidierungsarbeiten des Fort Lambert im Stadtpark vorstellt und historisch einordnet.

Wagner beginnt seine Darstellung mit den Bemühungen der Festungsfreunde um den Erhalt der durch den Bau des Parkhauses unter der Avenue Monterey bedrohten, doch in gutem Zustand erhaltenen Festungsteile (Redoute, Enveloppe, Contre-Escarpe, Minengänge) und mit den Arbeiten zu deren Freilegung, Instandsetzung und archäologischen Erforschung. Im Hauptteil erklärt er allgemein anhand unterschiedlicher, zum Teil noch besser erhaltener Beispiele aus In- und Ausland, die einzelnen Teile der Festungsarchitektur und geht dann näher auf die Entwicklung der im Buchtitel unerklärter Weise als „Fort“ bezeichneten Redoute Lambert ein. Dabei legt er auch drei neue Pläne mit den drei Festungsgürteln (Stadtmauer und Bastionen / innerer Fortgürtel / Außenforts) vor, die aber leider unbeschriftet bleiben. Als erste Verstärkung der mittelalterlichen Stadtmauer sieht Wagner das Rondell, das auf dem Plan Jakobs van Deventer (um 1561) vor der Judenpforte zu erkennen ist, übersieht aber die den städtischen Rechnungsbüchern zufolge schon in den 1470er und 1480er Jahren gebauten Bollwerke. Der spanische Militäringenieur Jean-Charles de Landas, Herr von Louvignies, ließ ab 1672 erstmals in Luxemburg Redouten bauen, d. h. turmartige, bombensichere Vorwerke, die über eine unterirdische Galerie, Kaponniere genannt, mit den dahinterliegenden Hauptwerken verbunden waren. Eine ist heute noch als Erdgeschoss des ehemaligen RTL-Turms der Villa Louvigny gut sichtbar. Diese Redouten wurden noch im 19. Jahrhundert als revolutionäre Neuerung gepriesen und von Vauban nur unwesentlich umgebaut, dafür aber vermehrt und auch bei anderen französischen Festungsbauten übernommen. Wagners Verdienst als Archäologe ist es, diese Veränderungen anhand der freigelegten Überreste nachzuzeichnen. Unter österreichischer Herrschaft wurde vom Festungsingenieur Simon de Beaufre das Minensystem ausgebaut und zurzeit der preußischen Bundesfestung wurden die Redouten zu Reduits umgestaltet, die einer Garnison als letzter Zufluchtsort dienen konnten. Im Fall des Reduit Lambert konnte er feststellen, dass in preußischer Zeit die Schießscharten zugemauert, dafür aber auf zwei Stockwerken Öffnungen für Artillerie eingefügt worden waren. (Dass der Ausbau des Forts Rheinsheim auch die Eisenbahn schützen sollte (so S. 74), scheint mir allerdings aus geografischen Gründen eher unwahrscheinlich.) Schließlich wurden die Kasematten zur Zeit der Naziherrschaft als Luftschutzkeller genutzt, wovon auch noch Spuren geblieben sind.

Am Schluss stellt Wagner ein Projekt vor, wie die Festungsfreunde sich eine kulturelle und touristische Belebung des weitgehend erhaltenen Reduits und der Kasematten des „Forts“ Lambert – warum nicht auch der benachbarten Reduits Peter und Louvigny? – vorstellen.

Das in verständlicher Sprache verfasste Büchlein ist reich bebildert, so dass die militärstrategischen Erklärungen auch von einer nicht vorgebildeten Leserschaft nachvollzogen werden können.

Michel Pauly

Claude FRIESEISEN / Marie-Paule JUNGBLUT / Josée KIRPS / Philippe NILLES / Benoît REITER und Sanja SIMIC, 1848 – Revolution zu Lëtzebuerg. Luxembourg: Chambre des Députés / Archives nationales de Luxembourg, 2023, 303 S.; ISBN 978-2-929773-32-9; 40 €.

«1848 – Revolution zu Lëtzebuerg», Ausstellung vom 10.7. bis zum 2.12.2023, Archives nationales de Luxembourg, Luxembourg.

Für das Großherzogtum trat mit 2023 eine neue Verfassung in Kraft, ein Jahr, das zugleich als 175. Jubiläum der zweiten (liberalen) Staatsverfassung Luxemburgs (nach der oktroyierten Konstitution von 1841) gefeiert wird. Die 1848er-Version, welche in einer Phase europaweiter Revolutionen – des „Völkerfrühlings“, als das die Geschehnisse schon von Zeitgenossen bezeichnet wurden – entstanden ist, wurde zur Grundlage der langgültigen, immer wieder angepassten Verfassung von 1868. Es bieten sich also genug Anlässe für ein Gedenkjahr, in dem Luxemburger Verfassungsgeschichte und die Geschichte Luxemburgs während der Revolution von 1848 in den Mittelpunkt gerückt werden können. Initiiert von der Abgeordnetenkommission, in Zusammenarbeit mit dem Luxemburger Nationalarchiv, konnte ein Team von Historikerinnen und Historikern, identisch mit der Buchherausgeberschaft, der Öffentlichkeit zwei Ergebnisse vorstellen: neben dem Sammelband eine Ausstellung zwar unter gleicher Titulatur und zum selben thematischen Bogen aber mit komplementärer Ausrichtung. Beim Sammelband handelt es sich nicht um einen Ausstellungskatalog, sondern um eine eigenständige Begleitpublikation mit 16 Beiträgen, die sich auf die Geschehnisse der 1848er-Revolution in Luxemburg konzentrieren. Die Ausstellung, die zuerst besprochen wird, führt zeitlich darüber hinaus und nimmt mehr die Verfassungsgeschichte in den Blick.

Den Ausstellungsmachern unter Federführung von Marie-Paule Jungblut gelingt es, die schwierigen räumlichen Bedingungen des Nationalarchives mit seinen langen schmalen Korridoren, ein Gebäude, das in den 1860er-Jahren ja als bombensicheres Lazarett errichtet worden war, optimal zu nutzen. Die Präsentation gliedert sich räumlich abgesetzt in drei Teile. Einleitend werden der historische Kontext des Luxemburger Vormärzes und die Umstände der Revolution thematisch abgehandelt (von der sozialen Frage und Pauperismus bis zum Gegensatz von Staatskirchentum und Ultramontanismus). Wirkungsvoll wurden hier auch die Fenster des Archives mit durchscheinenden Folien bespielt. Die Auswahl der Exponate und der Informationsgehalt der Begleittexte (frz./dt.) an den Wänden und in den Vitrinen sind vorzüglich. In diesem Zusammenhang sei auch gleich ein Bedauern als Kritik angemerkt, denn diese Zusammenstellung wird eben nicht im Buch als Index angeführt und für die Nachleserschaft ‚erhalten‘. (Vielleicht liefert das Nationalarchiv, ähnlich wie bei der Ausstellung zum Zollverein von 2018, noch eine Ausstellungsbroschüre im kostengünstigen Zeitungsformat nach? – zu wünschen wär's!) Der zweite Teil befasst sich mit der Verfassung von 1848, ihrer Entstehung und den 74 ‚(Männer-)Köpfen‘, die dahintersteckten (deren Präsentation findet sich im Buch). So werden die Abgeordneten dieser verfassungsgebenden

Versammlung (*Assemblée constituante*) aller politischen Richtungen mit Drehbildern und kennzeichnenden Zitaten charakterisiert. Eine sakrale Aura verbreitet das Display in diesem Mittelteil dann mit der Präsentation einer ledergebundenen Originalausgabe der Verfassung, ausgelegt in einer mitten im Raum platzierten Vitrine, während an den umgebenden Wänden Schlüsselstellen der Verfassung analysiert werden. Der dritte Ausstellungsteil dreht sich um die weitere Entwicklung der Verfassung nach 1848 bis zum aktuellen Stand von 2023. Die digital-interaktive Gestaltung der Ausstellung ist minimal. Hier wird erstens eine ‚Geographie‘ der Revolution in Luxemburg geboten, in der bemerkenswerte Ereignisse (vom Hissen fremder Flaggen, kleinen Widerspenstigkeiten bis hin zur Soldatenrevolte in Echternach) auf einem Touchscreen abgerufen werden können (das ist, so glaube ich, die wohl einzige und vollständige quellengestützte Chronologie dieser Art). Ergänzend dazu kann mit einem QR-Code ein Pfad durch die Oberstadt als Vademekum durch die Geschichte mit einzeln abrufbaren Kurzvideos zu sechs Stationen der Revolutionsereignisse vor dem Eingang heruntergeladen werden¹.

Der Sammelband im Katalogformat will eine übergreifende Gesamtdarstellung zu einem Thema bieten, das ausführlich zuletzt 1957 von Albert Calmes behandelt wurde.

Im ersten Beitrag wird von Jungblut die Frage nach der völkerrechtlichen Stellung Luxemburg (zum wiederholten Male) aufgeworfen: Herrschte eine Real- oder lediglich eine Personalunion zwischen den Niederlanden und Luxemburg? Eine Frage, die wohl nie ins Schwarze treffen wird, liegt doch (so die Schlussfolgerung des Rezensenten) eine ganz ‚klare‘ Grauzone überlappender Souveränitäten im Dreieck von Luxemburg, Den Haag und Frankfurt (Deutscher Bund) vor. Die Diskussion darüber wird also weitergeführt werden. Die „Emigrationswelle der Moselaner“ in den 1840-50er Jahren wird von Caroline Resch als Symptom der schwierigen sozio-ökonomischen Situation, in der der Großteil der ländlichen Bevölkerung des Landes leben musste, präsentiert. Dass es sich dabei nicht um die Ärmsten der Armen, sondern eher um den prekären Mittelstand mit seiner kleinen Kapitalausstattung handelt, der auf die Suche nach einem besseren Leben das Risiko einging, sich sogar auf den Weg über Ozeane aufzumachen, erinnert an die heutige Situation. Kann der ‚Völkerfrühling‘ auch als Erwachen der Arbeiterschaft als „Klasse an und für sich“ gelten? Für Luxemburg hebt Jungblut in ihrem zweiten Beitrag die Bedeutung der Katholischen Kirche und ihrer Caritas hervor, die mit christlichen Vereinen wohl am organisiertesten ihren Einfluss in diesem Bereich ausbaute, denn der *take-off* der Eisenhütten und Bergwerke zu einem sekundären Wirtschaftssektor – und damit die Bildung eines Industrieproletariates – stand noch am Anfang der Entwicklung. Julien Sand beleuchtet diese Phase zwischen ‚alteuropäischer‘ paternalistischer Armuts- bzw. Wohlfahrtsversorgung und den Anfängen eines modernen Sozialstaates mit Versorgungsrechten (in Luxemburg ab den 1880er-Jahren im Entstehen) aus der Sicht eines der sogenannten „Armenärzte“ und ihres sozialen Engagements. Und die Landbevölkerung? Die war katholisch (durchorganisiert). Mit einer Ackerbaukommission und einem Ackerbauverein versuchte die liberal-konservative

1 The Luxembourg Revolution Trail 1848, in: izi.Travel (audio tour auf Deutsch und Englisch).
URL: <https://izi.travel/en/d0e5-the-luxembourg-revolution-trail-1848/en> (Stand am 23.8.2023).

Regierung ‚von oben‘ Einfluss zu nehmen, wie Dominik Trauth im nächsten Beitrag auf seine Doktorarbeit rekurriert. Einen Überblick zu den Akteuren, zusammengefasst in Gruppen als „stake-holders“ („das Volk“ und sein „politisches Erwachen“, Parteien zwischen konservativ- und progressiv liberal; Katholiken und Radikale), liefert Josiane Weber. Interessenskonflikte zwischen diesen Akteuren spiegeln sich auch in einem Fallbeispiel, dem des Verkaufs des Grünwald (*Gréngewald*), der Kapital für die Modernisierung des Landes aufbringen sollte (Charles Barthel). Denis Scuto hebt in seinem Beitrag hervor, dass mit 1848 die Einbürgerung („naturalisation“) zu einem selbstverständlichen Instrumentarium Luxemburgs wurde, um im öffentlichen Interesse ‚Fachkräfte‘, wie wir heute sagen würden, ins Land zu bringen und dort zu halten.

War das Parlament lediglich ein Zustimmungs- und Konsultationsorgan, als das es bisher in der Forschung meist ausgeblendet wurde? – dies verneint Benoît Reiter und stellt eine deutliche Aufwertung dieser Institution 1848 fest. Komplementär dazu wird wohl erstmals die Rolle, die die Luxemburger Abgeordneten im gesamtdeutschen Parlament der konstitutiven Nationalversammlung in der Frankfurter Paulskirche spielten, von Andreas Biefang behandelt. Damit wird die Bedeutung des Deutschen Bundes und die Mitgliedschaft Luxemburgs in diesem Staaten- und Sicherheitsbündnis aufgezeigt. Zusammenfassend waren die drei Abgeordneten mit ihrem Abstimmungsverhalten auf die Bewahrung der Unabhängigkeit Luxemburgs von einem möglichen deutschen Einigungsprozess bedacht, ohne aber Obstruktion zu leisten. Für diese Ausnahmesituation von 1848 bis 1852, als der Deutsche Bund als permanente Botschafterkonferenz wieder von den Regierungen konstituiert wurde, ist im Hinblick auf Luxemburg eine Forschungslücke geschlossen worden.

George Hellinghausen rückt in seinem ersten Beitrag das Zerrbild des Apostolischen Vikars von Luxemburg Johannes-Theodor Laurent zurecht – einer schillernden Persönlichkeit zwischen Hassfigur und Hoffnungsträger – ohne das Bild in eine Hagiographie zu wenden. Insbesondere wird die Intrige um seine Absetzung mit teilweise neuem Quellenmaterial aufgerollt. In seinem zweiten Beitrag behandelt Hellinghausen die Frage, wie es ‚die‘ Kirche mit der Konstitution hält, insbesondere mit den Rechten und Pflichten, die damit für den Klerus und seinen Verwaltungsapparat verbunden wurden.

Im Beitrag des leider viel zu früh und überraschend verstorbenen Änder Bruns, dem die Kollegen und Kolleginnen den Band nachträglich gewidmet haben, wird eine „Chronik des (Nicht-)Eingreifens“ des Festungskommandos zusammengestellt. Bruns Beitrag erodiert auch für diese Jahre die hartnäckige, weiterhin auch in der Fachkollegenschaft weitverbreitete Meinung, dass es sich bei der preußischen Garnison der Bundesfestung Luxemburg um eine fremde Besatzungsmacht und einen Unterdrückungsapparat handelte. Die Fragen, wie das Parlament seinen Geschäftsgang regelte (Claude Frieseisen und Benoît Reiter), wie die Entwicklung nach 1848, speziell nach der Verfassung von 1868, als der Deutsche Bund aufgelöst und Luxemburg für immerwährend neutral erklärt wurde (Isabella Barra) weitergeht und ‚wieviel‘ noch vom Geist von 1848 die Zeiten überdauert hat (Francis Delaporte),

werden in stärker verfassungsrechtlich, rechtsphilosophisch angelegten Beiträgen abschließend behandelt. Ein Anhang bietet noch einen quasi Faksimileabdruck der Verfassung (aus der Vitrine) auf 27 Doppelseiten in deutscher Kurrentschrift und französischer Schreibschrift als Zugabe (und Quellenkorpus zum Nachlesen).

Abschließend kann festgehalten werden, dass mit diesem Sammelband nun ein wichtiges Referenzwerk für Luxemburg vorliegt. Ein Sach- und Ortsregister, neben dem Personenverzeichnis, hätten den Band nutzbringend ergänzt – dies als Vorschlag für eine hoffentlich bald vorliegende digitale Version.

Auch wenn es wünschenswert gewesen wäre, den Luxemburger Fall stärker in den gesamteuropäischen Kontext – z. B. zur ‚Nicht-Revolution‘ in den Niederlanden und ihren Ursachen – zu stellen, so bleibt zu hoffen, dass dieser Band erst der Anfang einer weiteren Aufarbeitung der Geschichte des 19. Jahrhunderts – mit den Fragestellungen des 21. – ist.

Thomas Kolnberger

Renée WAGENER, Emanzipation und Antisemitismus. Die jüdische Minderheit in Luxemburg vom 19. bis zum 21. Jahrhundert (Studien zum Antisemitismus in Europa, 16), Berlin: Metropol Verlag, 2022, 725 S., ISBN 978-3-86331-655-6; 36 €.

Renée Wagener untersucht in ihrer auf 725 Seiten gekürzten und überarbeiteten Dissertationsschrift (FernUniversität Hagen, 2017) die Geschichte der jüdischen Minderheit des Großherzogtums Luxemburg im Europa der vergangenen zwei Jahrhunderte.

Den Betrachtungsbogen spannt die zuvor schon epochenübergreifend publizierende Historikerin von der Ansiedlung jüdischer Bevölkerung in napoleonischer Zeit um 1799 über die Unabhängigkeit des Landes 1839 bis zur Gegenwartsgesellschaft des 21. Jahrhunderts. Ausgehend von der These der anhaltend systematischen „staatliche[n] Diskriminierung“ (S. 19) der jüdischen „Migrationsgruppe“ (S. 21) fragt Wagener im Hinblick auf die im Vergleich zu den deutschen Ländern frühe formale Emanzipation der Juden in Luxemburg unter König Wilhelm I. der Niederlande nach Faktoren, welche die ausbleibende Umsetzung des Prinzips der Rechtsgleichheit in der sozialen Realität seitens des Gesetzgebers sowie die mangelnde Verinnerlichung in der breiten, historisch vornehmlich katholisch geprägten Mehrheitsgesellschaft bedingt haben. Die konsequente und detaillierte Rückbindung der christlich-jüdischen Koexistenz und der darin vorwaltenden Konflikte in Luxemburg an die innereuropäischen wie globalen geopolitischen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Entwicklungen wurde durch die Aufnahme der umfangreichen Arbeit Wageners in die wissenschaftliche Reihe „Studien zum Antisemitismus in Europa“ honoriert.

Die Exklusion der jüdischen Bevölkerung im Großherzogtum erachtet Wagener als exemplarisch für den mehrheitlichen Umgang von Politik und Gesellschaft mit anderen religiösen wie kulturellen Minderheiten und zeichnet die Ausbildung des bis weit ins 20. Jahrhundert und über Generationen kultivierten, mit xenophoben Denkweisen einhergehenden „staatliche[n] und gesellschaftliche[n] Antisemitismus“ nach (S. 21). Zugleich legt Wagener wiederholt „Strategien“ der jüdischen Bevölkerung offen, um angesichts ausbleibender politischer und gesellschaftlicher Fürsprache „ihr Recht auf Gleichbehandlung durchzusetzen“ (S. 20).

Nach dem historischen Abriss erfolgt demgemäß in jedem der zeitlich und inhaltlich aufeinander aufbauenden sieben Analyse-Kapitel eine detaillierte christlich-jüdische Verhältnisbestimmung unter Berücksichtigung der demographischen, vielfach graphisch dargestellten Entwicklung der jüdischen Bevölkerung und aufgezeigt an Inklusions- und Exklusionsmechanismen. Einbezogen werden hierbei fortwährend „Äußerungen des Antisemitismus“ (u. a. S. 73), wobei anhand einzelner Personen und Gruppen über die Generationen hinweg die „Haltung von Staat, Mehrheitsgesellschaft und jüdischer Minderheit“ (u. a. S. 112) dargelegt wird.

Eine Forschungslücke füllt diese auf einer breiten Quellengrundlage fußende Arbeit auch in historiographischer Sicht. Noch am Ende der 1960er Jahre, als auf juristischem Wege der bis dahin gängigen Tabuisierung der Judenverfolgung in Luxemburg entgegengewirkt werden sollte (vgl. Kap. VI), wurde allenfalls vereinzelt, nicht aber systematisch „das Warum und das Wie der Behandlung der jüdischen Minderheit“ (S. 25) untersucht, um die Diskrepanz zu hinterfragen, die bis zum Zweiten Weltkrieg und abermals nach 1945 zwischen der formalen Gleichstellung der jüdischen Minderheit mit der Mehrheitsgesellschaft und der durch Exklusionspraktiken durchgezogenen Rechtspraxis vorherrschte. Unter anderem mit Rücksicht auf die lange Zeit ausbleibende Anerkennung des heutigen Gedenkortes und einstigen Sammellagers der Gestapo „Fünfbrunnen“ im Norden Luxemburgs (vgl. S. 451-453) zeigt Wagener an, dass der „Staat [...] es auch jahrzehntelang“ nicht nur unterlassen habe, „dafür zu sorgen“, dass die jüdische Geschichte Luxemburgs „in der offiziellen Geschichtsschreibung“ (S. 593; vgl. S. 614-615) aufgearbeitet und in schulischen Kontexten vermittelt worden wäre, sondern dass er das Leid der Überlebenden in der Nachkriegsgesellschaft und bis ins erste Jahrzehnt des gegenwärtigen Jahrhunderts durch die ausbleibende Erinnerungs- und höchst fragwürdige Entschädigungspolitik verstärkt habe.

Das diesbezüglich frühe Engagement des jüdischen Publizisten Paul Cerfs würdigt die Autorin ebenso ausführlich (S. 608-614), wie sie eingehend antijüdische Denkmuster und identitätsstiftende Abgrenzungsmechanismen bis in die Gegenwartsgesellschaft nachzeichnet. Die methodisch anspruchsvolle Arbeit steht aufgrund der über Epochengrenzen angelegten Kausalitätsforschung als Solitär in der noch jungen, erst seit der Jahrtausendwende stärker betriebenen Forschung über die Judenverfolgung und den Holocaust in Luxemburg.

So reiht sich diese Arbeit auch ein in die noch immer unterrepräsentierte Forschung zur „Nachtseite“ der Judenemanzipationen.¹ Am Beispiel Luxemburgs, jedoch stets im Kontrast mit Entwicklungen u. a. des deutschen Emanzipationsprozesses, spürt Wagener Formen gesellschaftlichen Widerstands nach, der sich seit der liberalen Religionsgesetzgebung Wilhelms I. gegen die Anerkennung der jüdischen Bevölkerung als gleichberechtigte Staatsbürger richtete.

Exemplarisch widmet Wagener sich dem Topos des „galizischen Kettenhändlers“ (vgl. S. 144-154), der von der Forschung in seiner folgenschweren Tragweite für die weitere Entwicklung der jüdischen Minderheit in Luxemburg und hinsichtlich der Verfestigung dezidiert antisemitischer Dispositionen in bereiten Teilen der Mehrheitsgesellschaft bislang kaum hinterfragt wurde. Das durch christliche Kaufleute und Angehörige verschiedener Handwerksgruppen kultivierte, und aus altbekannten Ressentiments konstruierte Vorurteil richtete sich gegen die aus dem osteuropäischen Raum zugewanderten jüdischen Händler. In Zeiten grassierenden Mangels im Ersten Weltkrieg sahen sich diese dem Vorwurf ausgesetzt, durch ‚Raffgier‘ die Lebensmittelknappheit mitverschuldet zu haben. Die in publizistischen Kampagnen und in teils inhumanen Sprachbildern vorangetriebene Verfolgung der Juden sollte inmitten der durch Kriegsinfrastruktur geprägten Lebenswelt noch 1918 zu Plänen von kollektiver Ausweisung russischer und galizischer Familien führen; dies war zugleich Anlass für jüdische Interventionen beim Justizminister Luxemburgs (vgl. S. 149-153). Wagener trägt durch die Aufarbeitung dieses vergleichsweise jungen, erschreckend wirkungsvollen Vorurteils wesentlich zur Antisemitismusforschung in den Zwischenkriegsjahren bei. Bislang kaum geprüfte Narrative von „gesellschaftlichen Verlierern“ in den Reihen des christlichen „Einzelhandel[s]“ in Luxemburg, die diesen Topos bestärkt hatten, weist Wagener als Aufgabe künftiger Forschung aus (S. 145).

Besonders durch die kritische Auseinandersetzung mit der publizistischen Öffentlichkeit Luxemburgs belegt Wagener die breite Trägerschaft des Antisemitismus. So fördert sie das in katholischen Periodika noch in der Nachkriegszeit gedruckte, eine biologistische Weltanschauung verbreitende Gedankengut hervor. Darin polemisierten nahezu unbeirrt von den rassenideologisch begründeten Verbrechen des NS auch ranghohe Geistliche (vgl. u. a. 563-570; 598-599).

Zugleich ist die innerjüdische Sichtweise konsequent in den zeitpolitischen Kontext eingewoben, so etwa die Ausbildung des Reformjudentums im Verlauf des 19. Jahrhunderts. Eingehend betrachtet sind auch heute kaum bekannte Facetten jüdischen Widerstands und die Rolle der zionistischen Juden im Rahmen der „Flüchtlingspolitik“ (ab S. 237) der 1930er Jahre. Sie organisierten beispielsweise die weitere Emigration der zuvor in einer landwirtschaftlichen Vorbereitungsschule ausgebildeten jüdischen Exilanten nach Palästina (vgl. S. 266-276).

1 ERB, Rainer/ BERGMANN, Werner, Die Nachtseite der Judenemanzipation. Der Widerstand gegen die Integration der Juden in Deutschland 1780 – 1869 (Antisemitismus und Jüdische Geschichte, 1), Berlin 1989.

Das letzte Kapitel stellt weit mehr als nur einen „Exkurs“ dar. Wagener gelingt über die Oral History ein nahtloser Übergang von den aus Schriftquellen rekonstruierten Prämissen jüdischen Lebens im Luxemburg der vergangenen über 220 Jahre zu den von jüdischen Zeitzeugen des NS verbalisierten „Innenansichten“ (S. 618). Die zwischen 2011 und 2015 aufgezeichneten „Lebensgeschichten“ (S. 619) von drei Frauen und sechs Männern demonstrieren einen bald kaum mehr möglichen Zugang, um abseits der offiziellen Quellen ein differenzierteres Bild der „Bewältigungsstrategien“ (vgl. S. 20; 622-627) zeichnen zu können, die die unmittelbar durch die Verfolgung und auch Ausgrenzungserfahrungen nach 1945 betroffenen Personen wählten. Hiermit wurde nicht zuletzt Überlebenden des Holocaust die Möglichkeit zur kritisch-reflektierten Aufarbeitung der christlich-jüdischen Geschichte des Großherzogtums gegeben, die sich aus „Sehnsucht nach der Heimat“ (S. 622) für die Rückkehr dorthin entschieden hatten, wenngleich dort ihre physische Präsenz bekämpft worden ist.

Auch aufgrund dieses „Exkurses“ ist das anzuzeigende Buch einer breiten, über den wissenschaftlichen Rezipientenkreis hinausgehenden Leserschaft nahezulegen und könnte womöglich in den Schulunterricht eingebunden werden. Wagener hat die Geschichte Luxemburgs als souveränem Staat anhand von offiziellen wie publizistischen Texten und schließlich verbalisierten Erinnerungen im Hinblick auf die verhinderte Integration der jüdischen Bevölkerung weiter erschlossen. Dieser Band regt gleichermaßen zur länderspezifischen und gesamteuropäischen Emanzipationsforschung an, wie er weitere Erinnerungs- und Aufklärungsarbeit über die Judenverfolgung in Luxemburg befördern könnte.

Michelle Stoffel (Trier)

Stämme vun der Schmelz, Dudelage: Centre national de l'audiovisuel, 2023, 250 S.; ISBN 978-99959-809-3-1; 35 €.

Industriegeschichte lässt sich auf vielerlei Weisen erzählen, je nachdem, welches Erkenntnisinteresse man verfolgt. Möchte man die genuin wirtschaftliche Entwicklung eines Betriebes nachzeichnen, etwa seine Produktivität und seinen ökonomischen Output? Dann wird man um die Auswertung und Präsentation von Statistiken nicht herumkommen. Möchte man die topografische Entwicklung eines Werkes, also etwa sein bauliches Wachstum und seine Veränderungen dokumentieren? Dann scheinen Lagepläne oder Fotografien von Produktionsanlagen geeignete Materialien zu sein. Oder möchte man die historischen Akteure, gemäß den Ansätzen der Neuen Kulturgeschichte, in den Fokus rücken? Dann scheinen Ego-Dokumente aller Art, aber auch Zeitzeugeninterviews vielversprechende Quellen zu sein. Eine moderne Industriegeschichte freilich sollte weniger aus einem Entweder-oder-Blickwinkel ihr Erkenntnisinteresse formulieren, sondern vielmehr einen integrativen Ansatz wählen, der mehrere mögliche Perspektiven einnimmt, ohne dabei allerdings auf Schwerpunktsetzungen zu verzichten. Der Band *Stämme vun der Schmelz* legt einen zentralen Schwerpunkt, wie es der Titel errahnen lässt, auf die Akteursperspektive.

Es handelt sich bei der Publikation um den Katalog zu einer Ausstellung, die im Rahmen der Europäischen Kulturhauptstadt Esch2022 im alten Wasserturm Düdelingen zu sehen war und an das zehnjährige Jubiläum dieser Ausstellungsstätte erinnerte. Das Kernstück des Buches bilden Zeitzeugeninterviews mit ehemaligen Hüttenbeschäftigten.

Die Qualität des Bandes erschließt sich am besten, wenn man ihn zunächst einfach durchblättert und die sehr zahlreichen Abbildungen für sich sprechen lässt. Die Bilder ermöglichen keineswegs nur, die vergangene Ausstellung zu rekapitulieren, vielmehr eröffnen sie den Horizont der früheren Eisen- und Stahlarbeiterexistenzen. Da trifft der Leser/Betrachter unter anderem auf eine ehemalige Produktionshalle voller schwebender Helme, die an das Gefahrenpotenzial früherer Arbeitswelten gemahnen. Da trifft er ferner auf noch voll im Betrieb stehende Produktionsanlagen, etwa eine gewaltige Thomasbirne, in welcher Stahl hergestellt wurde, oder aber eine Konverteranlage, die gerade ihre glühende Fracht ausgießt. Da trifft er aber auch auf riesige, sich dem Laien nur schwer erschließende Schaltzentralen mit Knüppeln, Knöpfen und allerlei Messvorrichtungen. Ebenso trifft er auf große Lagerhallen, in der große Warenmengen gelagert werden, sowie auf topographische Lagepläne aus verschiedenen Phasen des Werkes. Doch bleibt der Katalog nicht bei solchen Bildern stehen, die man ohne Weiteres mit der eigentlichen Produktionssphäre verbinden würde. Die ehemaligen Beschäftigten der *forge du sud*, wie ein gängiger Beiname des Düdelinger Hüttenwerks lautete, werden eben auch als redende, lachende und scherzende Menschen dokumentiert, etwa beim gemeinsamen Feiern, Biertrinken und Kaffeetrinken, ebenso aber beim Wandern, Musizieren oder Sporttreiben. Dass betriebliches und privates Handlungsfeld in einer expandierenden Industriegemeinde wie Düdelingen nicht immer klar zu trennen waren, zeigt beispielsweise das doppelseitige Bild auf den Seiten 168/169: Zwei Fußballmannschaften messen ihre Kräfte, und zwar direkt vor dem Werk, quasi im Schatten der Hütte! Die (ganz überwiegend) Männer sind ausgelassen, ein Tor wird gerade jubelt, aber der mächtige Arbeitgeber bleibt omnipräsent. Möchte man eine solche Darstellung symbolhistorisch auslegen, könnte vielleicht der Eindruck entstehen, dass die Arbeitgeber-Arbeitnehmerbeziehungen im Industriezeitalter eine tiefere, irgendwie unauflösliche Qualität hatten, ohne dies allerdings beschönigen oder gar romantisieren zu wollen, dokumentieren doch die Bilder aus der Produktionssphäre auch sehr klar die Zumutungen und das Molochartige des Riesenwerks. Ebenjene Zumutungen der modernen Industriegeschichte springen dann einige Seiten weiter vollends ins Auge, wenn verheerende Explosionen und Brände dokumentiert werden. Wie stehen diese Bilder im Zusammenhang mit den nur kurz zuvor abgedruckten Fotos der nicht nur italienisch geprägten, sondern sogar wirklich wie aus Italien stammenden Gässchen, in denen für ein Café Cappelari geworben wird? Die verschiedenartigen Impressionen bilden alle zusammen den arbeits- und lebensweltlichen Gesamtkosmos der Eisen- und Stahlarbeiter von Düdelingen, welcher im Ausstellungskatalog in seiner ganzen Mannigfaltigkeit abgelichtet wird. Die Bildertour, die zwischendurch immer wieder auch persönliche Aufnahmen der interviewten Arbeiter zeigt und damit eine individuelle Note gewinnt, endet mit einigen Aufnahmen der Demontage weiter Werksteile.

Nachdem man sich mittels der zahlreichen Bilder einen umfassenden Ein- und Überblick über das Ausstellungswerk verschafft hat, lohnt sich eine Lektüre der beigelegten Texte, die in luxemburgischer und französischer Sprache verfasst sind. Dem anhand der Bilder aufgezeigten umfassenden, integrativen Ansatz entspricht die Auswahl der Texte, die ebenfalls verschiedenste Teilbereiche abdecken und ganz unterschiedliche Perspektiven einnehmen. So zeigt der Wirtschaftshistoriker Jacques Maas die technische und ökonomische Bedeutung des Thomasverfahrens für den Aufstieg des Düdelinger Werks auf, während der ehemalige Hütteningenieur Michel Lamesch Aspekte der technischen Entwicklung der Hütte beleuchtet. Die politisch-gewerkschaftliche Dimension wird mit Bildern repräsentiert, hier hätte man sich eventuell ebenfalls einen kleinen Text gewünscht. Ein weiterer Artikel der Historikerin Julia Harnoncourt fragt nach der Bedeutung von Frauen und ihren Organisationsformen im Umkreis der Hütte.

Neben den zahlreichen Fotos von Menschen und Maschinen, den Lage- und Bauplänen der Produktionsanlagen und den historischen Postkarten von Düdelingen sowie den begleitenden Texten ist der Band nicht zuletzt auch mit mehreren QR-Codes ausgestattet. Mit ihrer Hilfe ist es dem Leser möglich, die Zeitzeugeninterviews, gleichsam das Filetstück des Gesamtprojekts, anzuhören. Der luxemburgische O-Ton der ehemaligen Hüttenbeschäftigten ist jeweils unterlegt mit französischen Untertiteln. Ähnlich wie frühere Ausstellungsprojekte – erinnert sei etwa an die Ausstellung *Feierout* im Nationalarchiv im Jahre 2011 – bietet *Stëmme vun der Schmelz* einen fundierten, vielschichtigen Einblick in die Lebens- und Arbeitswelt ehemaliger Hüttenbeschäftigter. Dabei folgt das Konzept einem modernen, integrativen Ansatz, in welchem die zentrale Akteursperspektive eingebettet wird in übergreifende Branchenzusammenhänge. Arbeitsweltliche und lebensweltliche Aspekte werden ebenfalls integriert. Indem auch auf Gefahren, Widrigkeiten und politische Auseinandersetzungen deutlich hingewiesen wird, entgeht der Band der Gefahr einer nachträglichen Romantisierung früherer industrieller Lebens- und Arbeitswelten.

Fabian Trinkaus (Blieskastel)

Léonie DE JONGE, The Success and Failure of Right-Wing Populist Parties in the Benelux Countries (Routledge Studies in Extremism and Democracy), Abingdon and New York: Routledge, 2021, 210 S.; ISBN 9780367502515; 130 £ (fester Einband) / ISBN 9780367502522; 36,99 £ (Taschenbuch) / ISBN 9781003049258; 26,99 £ (eBook).

Was befördert den Erfolg rechtspopulistischer Parteien, die sich zwar als wahre Vertreter des „Volkes“ gerieren, dabei aber nur bestimmte Bevölkerungsgruppen im Sinn haben, während sie andere systematisch abwerten? Angesichts der schon in den 1980er Jahren (Jörg Haiders FPÖ) eingesetzten Entwicklung in westlichen Demokratien, handelt es sich um eine mittlerweile klassische Frage der vergleichenden Politikwissenschaft. Neben externen Faktoren (wirtschaftliche Entwicklung, Kriminalität, Einwanderung), medialen Entwicklungen (Social Media) und spezifischen Ausformungen des

Rechtspopulismus selbst (Vorhandensein einer Führerfigur, Öffnung für sozialstaatliche Rhetorik, Querfrontallianzen) wird gemeinhin auch auf die Kategorien „Angebots-“ und „Nachfrageseite“ verwiesen. All diese Aspekte spielen eine Rolle, denn das Phänomen „Äußere Rechte“ lässt sich bestimmt nicht monokausal und auch nicht ohne den jeweils spezifischen historischen Kontext erklären bzw. verstehen.

Léonie de Jonges aus einer Dissertation hervorgegangenes Buch widmet sich der Frage nach den Erfolgsbedingungen rechtspopulistischer Parteien auf originelle Art und Weise. Die Autorin, derzeit Assistenzprofessorin an der Universität Groningen, betrachtet nämlich auch Fälle des Misserfolgs. In Luxemburg und in der belgischen Wallonie konnten rechtspopulistische Parteien bislang nur unterdurchschnittliche Ergebnisse einfahren. Dem gegenüber stehen die Erfolge äußerst rechter Parteien im flämischen Teil Belgiens und in den Niederlanden. De Jonges Buch geht der Frage nach, wie sich diese Unterschiede – trotz in vielerlei Hinsicht vergleichbarer Randbedingungen – erklären lassen. Daraus könnten, so die Hoffnung, weitreichendere Schlüsse abgeleitet werden.

Dieses Design der Arbeit wird im ersten Kapitel überzeugend begründet. Kapitel zwei bietet einen guten Überblick über die Literatur zum Thema Populismus, behandelt die bestehenden Forschungskontroversen und legt die Bedeutung der kontextuellen Analyse des Phänomens dar. De Jonge kann insbesondere zeigen, welche potentielle Rolle das Mediensystem und das Verhalten anderer Parteien spielen. In Kapitel drei erfolgt ein Abriss der Geschichte der radikalen Rechten in den untersuchten Ländern bzw. Landesteilen. Die beiden genannten Aspekte („Konkurrenzparteien“ und „Medien“) werden dann im empirischen Hauptteil des Buches in den Kapiteln vier und fünf behandelt. Abschließend erfolgt in Kapitel sechs eine konzise Zusammenfassung der Ergebnisse sowie ein Ausblick mitsamt Betrachtung anderer Länder.

De Jonges Kernthese lautet, dass sich die unterschiedlichen Erfolge rechtspopulistischer Parteien ganz wesentlich auf das Verhalten der Medien und der konkurrierenden Parteien zurückführen lassen. Methodisch greift sie dabei auf eine Fülle an Sekundärliteratur, auf 46 Interviews mit teilweise einflussreichen Medienschaffenden sowie auf acht Interviews mit ParteivertreterInnen zurück. Bemerkenswert ist, dass de Jong insgesamt sechs VertreterInnen der luxemburgischen ADR interviewt hat. Der Kampagne rund um das abgelehnte Referendum zum Ausländerwahlrecht in Luxemburg im Jahr 2015 ist ein Unterkapitel gewidmet. Hinzu kommen 17 Interviews mit WissenschaftlerInnen.

Insgesamt wird die These überzeugend, wenngleich nicht in der bisweilen von de Jonge ausgeführten Eindeutigkeit, belegt. Die Arbeit kann zunächst zeigen, dass die Haltung der angestammten Parteien einen Einfluss auf den Erfolg des Rechtspopulismus hat. Werden die Themen der Rechten offensiv und ansatzweise auch in deren Rhetorik adressiert, ergeben sich für das radikale Lager Möglichkeiten zur Wählergewinnung. Eine geschlossene Abwehrhaltung der angestammten demokratischen Parteien steht diesen Möglichkeiten tendenziell entgegen. De Jonge unterstreicht damit die Bedeutung eines Cordon Sanitaire sowohl in

koalitionstechnischer als auch in inhaltlicher Hinsicht. Außerdem kann sie zeigen, dass die Politisierung von Themen der Rechten auch in „guter Absicht“ erfolgen kann. Beispiel hierfür ist der Versuch, in Luxemburg ein Ausländerwahlrecht einzuführen, welches der Rechten die Möglichkeit gegeben habe, sich als Kämpferin gegen eine angeblich geschlossene Elite zu präsentieren.

Das Kapitel zu den Medien bildet aufgrund der umfangreichen eigenen Quellenarbeit in Form ausgewerteter Interviews das Herzstück der Arbeit. Auch hier verweist de Jonge auf die offensichtlichen Unterschiede im Umgang mit dem Rechtspopulismus und seinen Themen in den verschiedenen Untersuchungsgebieten. Das liberale niederländische und das flämische Mediensystem bildeten demnach gute Voraussetzungen für den Durchbruch und die Etablierung der Äußeren Rechten. Hier wurden die Themen der Rechten und ihre ProtagonistInnen offen präsentiert, weil die Medienschaffenden auf die Urteilsfähigkeit der BürgerInnen vertrau(t)en. Im Ergebnis führte dies zu einer Normalisierung der Parteien und ihrer Narrative. Demgegenüber halten das luxemburgische und das wallonische Mediensystem im Untersuchungszeitraum (in der Regel bis 2019) eine Demarkationslinie zur Äußeren Rechten aufrecht. De Jonge schildert beispielsweise den Fall, dass Marine Le Pen in der Wallonie leicht zeitversetzt übertragen wurde, um das Publikum auf mögliche Falschbehauptungen hinweisen zu können und keinen Präzedenzfall einer Live-Übertragung zu schaffen. Demnach stehen sich also ein pluralistisches und ein, je nach Gusto, paternalistisches bzw. bildungsverantwortliches Mediensystem gegenüber – mit unterschiedlichen Auswirkungen auf Polarisierung und auf die daraus resultierenden Erfolgchancen des Rechtspopulismus.

Vor allem die Interviews mit MedienvertreterInnen sind aufschlussreich. Am niederländischen und am flämischen Fall können die Probleme mit dem Phänomen des „Rechtspopulismus“ transparent nachgezeichnet werden. Spätestens mit dem Durchbruch, aber auch schon vor dem elektoralen Erfolg, können solche Parteien auf eine angebliche Cancel Culture verweisen, wenn über sie und ihre Themen nicht berichtet wird. Gleichzeitig können sich Medien jedoch auch hinter dem Vorwand der Liberalität verstecken, um letztlich auflageorientiert zu handeln. De Jonges Buch zeigt in jedem Fall eindrücklich, dass das Aufweichen eines parteipolitischen Konsenses gegenüber radikal-rechten Parteien nur noch schwer rückgängig zu machen ist. Außerdem wird deutlich, welche negativen Auswirkungen eine sensations- und polarisierungsorientierte „Berichterstattung“ auf die politische Öffentlichkeit besitzt. Diesbezüglich ist nun auch in Deutschland mit verschiedenen „alternativmedialen“ Produkten (Achtung Reichelt, Tichys Einblick, Achse des Guten etc.) im Verbund mit dem Springer-Konzern die Herausbildung einer Medienszene zu beobachten, die an das US-amerikanische Fox-News erinnert.

De Jonges sauber gearbeitete und stets transparent argumentierende Studie verbessert das Verständnis gerade für diese Erfolgsbedingungen des Rechtspopulismus. Als Kritik bleibt anzumerken, dass die Monographie als Aufsatzsammlung mit sechs Literaturverzeichnissen ausgestaltet ist. Das mag der Paper-Orientierung heutiger Wissenschaft entsprechen, leuchtet jedoch vor dem Hintergrund des tatsächlich sehr schlüssigen Ineinandergreifens der Abschnitte nicht ein.

Markus Linden (Trier)

**Inventar der Baukultur im Großherzogtum Luxemburg, Kanton Mersch/
Gemeinde Mersch. Luxembourg, hg. v. Institut national du patrimoine
architectural, Luxembourg 2022, 2 Bände, 1069 Seiten; ISBN 978-2-919883-
51-6 (nicht im Handel)**

Was bei unseren geografischen Nachbarn und in zahlreichen anderen europäischen Ländern längst abgeschlossen ist oder auch schon überarbeitet wird, kommt jetzt endlich auch in Luxemburg zustande: ein systematisches Inventar der Baukultur, wie übrigens auch der Titel der Serie, von der bereits mehrere Bände vorliegen, offiziell bezeichnet wird. Erfreulicherweise ist das Verzeichnis auch im Internet einsehbar. In ihrem Vorwort schreibt Kulturministerin Sam Tanson: „Diese Publikation soll dazu beitragen, viele Bewohnerinnen und Bewohner ... und Interessierte im ganzen Land für unser bauliches Erbe und seine Qualitäten zu sensibilisieren.“

In der zur Rezension vorliegenden Veröffentlichung geht es um die Gemeinde Mersch. Der erste Band befasst sich mit dem Hauptort, in dem zweiten geht es um die weiteren Sektionen. Gleich am Anfang werden die Kriterien definiert und erläutert, die für die Erfassung der Objekte zurückbehalten werden, für das Verständnis der Arbeitsweise und der Auswahl sicher eine lobenswerte Initiative. Diese Kriterien sind allerdings sehr zahlreich, manchmal schwierig zu verstehen und überschneiden sich teilweise.

Die Darstellung der besprochenen Bauten ist klar und übersichtlich. Die Straßen und Plätze werden für die einzelnen Ortschaften in alphabetischer Reihenfolge durchgegangen. So ist es sehr leicht, ein besprochenes Objekt zu finden, zumal auch noch zahlreiche Pläne die Immobilien in roter Farbe hervorheben. Auch sind im Text jeweils die Hausnummern angegeben, dazu oft noch die traditionellen Hausnamen, die leider allmählich in Vergessenheit geraten. Dabei enthalten sie oft wichtige geschichtliche Hinweise.

Es folgen dann detailgenaue Beschreibungen in der Art von fleißigen Grundschaufelsätzen, die notgedrungen zahlreiche Wiederholungen aufweisen. So kehrt zum Beispiel ständig der Ausdruck „überliefert“ wieder, den man ab und zu vielleicht doch ersetzen könnte durch „erhalten“ oder „auf uns gekommen“ usw. Schwieriger wird es jedoch, wenn regelmäßig von „englischer Schieferdeckung“ oder „englisch verlegten Holzfußböden“ die Rede ist und diese Techniken an keiner Stelle erklärt werden.

Die Autorinnen, nur ein einziger Autor wird genannt, tun sich dann auch schwer im Umgang mit kunstgeschichtlichen Begriffen und Einordnungen. So ist die „imposante Toreinfahrt“ zur Burg von Pettingen „im palladianischen Stil“ entworfen. Schlichter ausgedrückt: Das aus gleichmäßigen Quadern errichtete Portal wird von einem Segmentbogen bekrönt, eine Anordnung, die sich in der Barockzeit häufig findet, zum Beispiel in den Echternacher Abteibauten, und mit Palladio nichts zu tun hat. Über dem Haupteingang der Kirche von Mersch befindet sich ein „neopalladianischer Fries“ und das Gotteshaus von Moesdorf ist im Stil des „Neo-Palladianismus“

errichtet. Diese Bauweise, die sich an das klassische Altertum anlehnt, bezeichnet man in unseren Gegenden gewöhnlich als Klassizismus oder Neoklassizismus.

Ähnlich verhält es sich mit den Bezeichnungen „Art déco“ und „Modernismus“, die kunterbunt eingesetzt werden. Unter Modernismus versteht man im Allgemeinen die Kunst, die etwa ab 1890 den Historismus, die Nachahmung der Stile vergangener Zeiten, ablöst. Dazu zählen zum Beispiel Jugendstil, „Art déco“ und Bauhaus. So klingt es befremdend, wenn Ende des 19. Jahrhunderts bauzeitliche „Art déco“-Elemente auftreten, da dieser Stil doch erst um 1920 aufkommt. Auf die Begriffe Heimatstil und Traditionalismus gehen wir lieber nicht ein.

Wichtige historische Elemente bleiben teilweise unbeachtet. So wird in der Kirche von Mersch ein figuratives Fenster erwähnt, „vermutlich noch im 19. Jahrhundert“ entstanden. Dabei ist das Werk genau mit 1846 datiert und signiert „Maréchal & Gugnion, Metz“, zu dieser Zeit eine der bedeutendsten europäischen Glasmanufakturen. Im neu eingerichteten Chorbereich der Kirche steht neben dem Altar „ein markantes, aufragendes, steinernes Objekt, das ein ‚Ewiges Licht‘ aufnimmt“. Solche Objekte bezeichnet man in katholischen Kirchen normalerweise als Tabernakel. Um mit dem religiösen Bereich abzuschließen, der immerhin einen bedeutenden Teil unseres Denkmalbestandes darstellt, sei noch erwähnt, dass der Hauptaltar in Reckingen „1751 von Bartholomäus von Namur geschnitzt“ wurde. Dabei handelt es sich um den Bildhauer Barthélémy Namur, einen der bedeutendsten Barockkünstler Luxemburgs.

Im Allgemeinen scheinen die Autorinnen nicht über weitgehende historische Kenntnisse zu verfügen und daher sind ihre entsprechenden Aussagen mit größter Vorsicht aufzunehmen. So wird Jean-Frédéric d’Autel oder von Elter 1678 in den Adelsstand erhoben. Dabei gehört die Familie zweifelsohne zum Luxemburger Uradel. Da der Graf ohne Nachkommen starb, ist über das Geschick des Merscher Schlosses im 18. Jahrhundert kaum etwas bekannt! Universalerben der von Elter waren jedoch die Mohr de Walddt, die das Wappen d’Autel von nun an mit dem eigenen Schild vereinten. Auch diese Familie erlosch 1784 im Mannesstamm und ihr Besitz gelangte an die Familie de Reinach-Hirtzbach, die das gesamte Familienarchiv von unschätzbarem Wert an die Luxemburger Regierung abtrat. Es stellt bis heute einen der wichtigsten Bestände unseres Nationalarchivs dar.

Zu dem Nachlass Mohr de Walddt, der an die Barone de Reinach kam, gehörte auch der bei Moesdorf gelegene „Scheierhaff“. Der Beschreibung der Autorin zufolge befindet sich das Wappen der neuen Besitzer, datiert 1585 (!), über dem Eingang zum Wohnhaus. In Wirklichkeit handelt es sich um die Schilde von Feltz und von Kerpen, die in dem Abschnitt über das Merscher Schloss richtig beschrieben sind. Sollte der Stein nicht vielleicht sogar von dort hierher gebracht worden sein? Da die Autorinnen von Heraldik vermutlich nicht die geringste Ahnung haben, sind die Darstellungen dort glücklicherweise beschriftet. Auch andere Wappen werden erwähnt, jedoch nicht näher bezeichnet, so zum Beispiel dasjenige Philipps II. auf einer Takenplatte, das durch die beigefügte Devise „Dominus mihi adiutor“ eindeutig

zu identifizieren ist. In einem Privathaus in Rollingen findet sich eine „stilisierte Version des Wappens der Familie Schramm“, in Wirklichkeit ein in Stein gehauener Schild, der selbstverständlich bemalt war.

Die Reihe solcher historischer Schnitzer könnte weiter ausgedehnt werden. Bemerken wir aber noch, dass die Auswahl der für den nationalen Denkmalschutz vorgeschlagenen Objekte, besonders aus dem 20. Jahrhundert, letztendlich doch etwas willkürlich ausfällt. So ist es einfach unverständlich, dass bei dem früheren Gendarmeriegebäude in Mersch, einem Ensemble das aus vier aneinander gebauten Häusern besteht, nur eines wegen seines authentischen Charakters als denkmalwürdig angesehen wird. Die andern dürfen also wohl abgerissen werden...

In Reckingen wird das Innere eines Bauwerkes aus dem 18. Jahrhundert als vollkommen erhalten bezeichnet. In Wirklichkeit wurde „die vollständig erhaltene ‚Haascht‘ mit Räucherzimmer im Dachgeschoss“ jedoch bei Umbauarbeiten entfernt. Die in dem gleichen Zusammenhang entdeckten und auf Staatskosten restaurierten Wandmalereien werden dagegen mit keinem einzigen Wort erwähnt.

Ganz einfach falsch ist die Bezeichnung eines in Mersch an der Mamer gelegenen Rokokopavillons als ‚Bethaus‘. Es handelt sich in Wirklichkeit um ein Badehäuschen, aus dem man über eine heute nicht mehr vorhandene Treppe Zugang zum Wasser hatte und sich bei heißem Wetter dort erfrischen konnte. Die gesamte Beschreibung zeigt, dass die Autorin von der Funktion und der Bedeutung dieses bemerkenswert eleganten und in Luxemburg einmaligen Bauwerkes überhaupt nichts verstanden hat.

Es soll jedoch noch lobenswerterweise hervorgehoben werden, dass meist kaum beachtete Denkmäler wie Trocken- oder Gartenmauern unter den Vorschlägen für die Schutzmaßnahmen wiederzufinden sind, sogar wenn sie teilweise übersehen wurden. Sie haben unsere Dorf- und Stadtbilder stark geprägt und ihr gänzliches Verschwinden wäre ein großer Verlust.

Das zweibändige Inventar der Baukultur der Gemeinde Mersch stellt für an Luxemburger Architektur und Heimatkunde interessierte Leser, die es mit der Geschichte und Kunstgeschichte nicht so genau nehmen, sicher eine erfreuliche Veröffentlichung dar. Den in den Anfangsseiten erhobenen wissenschaftlichen Ansprüchen genügt es allerdings keinesfalls. Sicher hätte eine abschließende Überarbeitung und Vereinheitlichung durch eine sachverständige Person manche Schwachstellen und Fehler beseitigen können. Bedenklich scheint allerdings, dass eine staatliche Dienststelle solche Veröffentlichungen unter die Leute bringt und damit die Geschicke der ausgewählten Baudenkmäler für Jahrzehnte besiegelt.

Alex Langini

**Pascal SEIL (Hg.), Mars Klein, Samthandschuh war nicht. Die Kabarett-
Texte 1978-2020. Mersch: Centre national de Littérature, 2021; 274 S.; ISBN
9782919903948, 25 €.**

Der Band *Mars Klein: Samthandschuh war nicht* ist ein überschaubares und lesenswertes Buch über das inspirierende, sozial- und institutionskritische Lebenswerk des luxemburgischen Kabarettisten Mars Klein (geb. 1948). Er dokumentiert „die kabarettistischen Texte aus der Feder von Mars Klein und eine Vielzahl von Adaptionen anderer Autoren aus Kleins mehr als 40jähriger Bühnenkreativität“ (S. 274).

Der Band erweist sich im Allgemeinen als eine unentbehrliche Referenz und eine Inspirationsquelle, nicht nur was z.B. die Potentialität der luxemburgischen Gegenwartskunst „innerhalb einer für Kritik und Austausch relativ offenen demokratischen und pluralistischen Gesellschaftsordnung“ (S. 271) angeht. Zugleich geht es im Band im Besonderen um den produktiven, künstlerischen Werdegang von Mars Klein als einen selbstreflexiven bzw. -kritischen Kabarettisten, der für seine Sozial- und Institutionenkritik bekannt ist und das Kabarett als „nonkonformistische Kunstform *par excellence*“ (S. 13) nutzt. Die elf Kapitel, inklusive Mars Kleins Beitrag und Pascal Seils Nachwort, stellen Kleins schriftstellerische und kabarettistische Leistungen sowie ihre jeweiligen Kontexte in Form einer künstlerischen Kontextualisierung innerhalb der luxemburgischen Netzwerke soziokultureller, ökonomischer und politischer Verhältnisse dar und bezeugen ihre bleibende Aktualität. Kleins erste Schaffensperiode, die von 1978 bis 1981 andauerte, steht für sein Debüt als Kabarettist, der sich ausgehend von der Metapher „Reifeprüfung eines Engagierten“ (S. 259) über die „Aufforderung zur politischen Mitverantwortung“ (S. 265) auf den Weg macht. Die Texte dieser ersten Phase bestehen aus: *K(l)einwegs Kleinlaut* (1978), *Fürst und Kleinvaterland* (1979), *Klein aber Bürger* (1980) und *Auch Klein zu kriegen* (1981). Nach einem relativ langen Abschied von der Kabarettbühne, weil „er nach eigenen Angaben fürchtet, zu einer Institution und im luxemburgischen Kulturleben zum ‚Kabarettcommerz‘ zu werden“, macht er ab 2012 ein „Comeback mit dem Ensemble KMK“ (kabarettmarsklein) (S. 271). *Adel braucht Tadel* (2012), *Päerd sinn och nëmme Mënschen* (2016), *CD Mat spatzter Zong* (2019), *Wann e Salamander mat dem Feier spillt* (2019), *CD Duelle – Falle für Fälle* (2020) bilden Kleins Kabarett-Texte der Schaffensperiode von 2012 bis 2020.

Insgesamt geht es um einen empfehlenswerten Band für alle Interessierten, die sich in den luxemburgischen Kultur- und Kunstbetrieb einlesen möchten. Die von Mars Klein zusammengestellten Texte, Dokumente und Bilder sind beim Lesen dieses Bandes nicht nur abwechslungsreich und faszinierend, sondern geben auch Anlass zum Nachdenken über den bereichernden Beitrag von Kunst und Kunstschaffenden, die in einer bestimmten Gesellschaftsordnung künstlerische und ästhetische Einschätzungsspielräume schaffen. Kurz und gut zeigt der Band die gesellschaftliche Relevanz von satirischer Kunst heute.

Koku G. Nonoa

Germaine GOETZINGER und Nathalie JACOBY (Hg.), Drësseg Rieden: 30 Joer Prix Servais, Luxemburg: Imprimerie Centrale, 2022, 287 S.; ISBN 978-2-919798-06-3, 30 €.

Leser:innen, die sich zum ersten Mal bewusst mit der Luxemburger Literatur beschäftigen, merken schnell: Durch ihren Umfang, ihre Vielfalt und ihre Komplexität steht die literarische Produktion, die von Luxemburger Staatsbürger:innen oder von in Luxemburg Residierenden seit Mitte des 19. Jahrhunderts verfasst worden ist, der von etablierten Kulturnationen wie Frankreich oder Deutschland nicht nach. Die Prozesse der Kanonisierung, die eine Literatur in der Gesellschaft verankern, befinden sich im Luxemburger Kontext in einer Phase der Stabilisierung und Zementierung. Wenn auch Werke von Luxemburger Autor:innen kaum im Sekundarschulprogramm vorkommen, wie im Rundgespräch *Firwat net?*, das im Mai 2023 im Centre national de littérature (CNL) stattfand, beklagt wurde, gibt es sehr positive Entwicklungen wie die Initiative des Lycée Michel Rodange, wo seit September 2023 Schüler der 3e Luxemburgisch als vierte Sprache wählen können. Das Publikationswesen, das sich seit den 1960er Jahren stark entwickelt hat, ist rege. Der Bekanntheitsgrad der in Luxemburg schreibenden Autor:innen wächst und diverse Literaturwettbewerbe, die sich an junge Autor:innen richten, bezeugen die Schreiblust der nachfolgenden Generationen. An wissenschaftlichen Institutionen wie der Universität Luxemburg, die Studien im Fach Luxemburgistik auf Bachelor- und Masterebene anbietet, dem Literaturarchiv und der Nationalbibliothek wird die Luxemburger Literatur seit den 1980er Jahren programmatisch sehr ernst genommen und in nationalen und internationalen Forschungs- und Bildungskontexten behandelt.

Literatursoziologisch gesehen werden Prozesse der Kanonisierung stark von Initiativen der Ehrung und Bekanntmachung durch Literaturpreise vorangetrieben. Neben dem *Prix Batty Weber*, der seit 1987 alle drei Jahre Autor:innen für ihr Lebenswerk auszeichnet, hat sich der jährlich verliehene *Prix Servais* seit 1992 zu einer bedeutenden Instanz des Luxemburger Literatur- und Kulturfeldes entwickelt. Zum 30-jährigen Jubiläum dieses Literaturpreises, dessen Anliegen es ist, das herausragendste literarische Werk des vorhergehenden Jahres zu ehren, hat die Fondation Servais, gemeinsam mit dem CNL und unterstützt vom Fonds culturel national und der Fondation Loutsch-Weydert, eine Sammlung der Dankesreden der 30 Preisträger:innen herausgegeben. Dieses Buch bietet einen Einblick in die Literaturszene der letzten 30 Jahre, der einzigartig ist in seiner Lebendigkeit. Begleitet von Fotomaterial, das eher aus Momentaufnahmen als aus offiziellen Gruppenfotos besteht, bieten die 30 Reden dem Leser ein Gefühl der Immersion und Teilnahme an vergangenen Veranstaltungen und erlauben es so ein eventuelles Versäumnis des Nicht-Erlebten nachzuholen.

In Luxemburg werden Reden seit Jahren in Festschriften, Broschüren und auch der CNL-Serie *Trouvailles* publiziert und als integrales Element der Literatur- und Forschungslandschaft angesehen. Im Kontext des *Prix Servais* sind seit den Anfängen des Preises sogenannte *Plaquettes* erschienen: Broschüren, die die Reden mehrerer Akteur:innen zusammenbringen, wie im Falle von Guy Helmingers Ehrung im Jahre

2022, die Worte von Germaine Goetzinger für die Fondation Servais, die von Sam Tanson für das Kulturministerium, und die von Jeanne E. Glesener als Präsidentin der Jury. Diesen Reden folgte die Laudatio von Marc Limpach, Helmingers Preis-Rede und zwei Lesungen. Für *Drësseg Rieden* ist die Wahl auf die Dankesrede als einzige dieser Formen gefallen, was die Stimmen der Autor:innen in den Vordergrund rückt. Diese editorielle Entscheidung weckt beim Leser eine immense Neugierde auf die Puzzle-Stücke der Preisüberreichungsabende, die im Buch nicht vorkommen.

Der vorliegende Band bietet den Leser:innen eine chronologisch angelegte Sammlung der 30 Reden, begleitet von einer Einleitung von Germaine Goetzinger, der damaligen Präsidentin der Fondation Servais (2012-2022), und Nathalie Jacoby, der Leiterin des CNL. Die Einleitung der Herausgeberinnen bietet eine ausgezeichnete Beleuchtung der Geschichte des drei- und seit einigen Jahren viersprachigen Literatursystems Luxemburgs, in dem der *Prix Servais* eine maßgebliche Rolle in der Anerkennung und Förderung von Autor:innen spielt. Goetzinger und Jacoby haben die Reden als Gesamtkorpus analysiert und eine beeindruckend klare Synthese der literarischen, gesellschaftlichen und weltpolitischen Themen, mit denen sich die Danksagenden in den Reden beschäftigen, erstellt. So thematisieren viele Autor:innen ihre Scheu ein Publikum ansprechen zu müssen, ihre Angst vor dem Wiederaufleben von faschistischen Gesinnungen sowie autobiographische Momente. Die wiederholt geäußerte Forderung nach finanzieller und administrativer Unterstützung von Luxemburger Autor:innen ist dabei ein Leitthema.

Die preisgekrönten Werke werden alle samt Cover, Erscheinungsjahr und den ihnen gewidmeten Seiten am Anfang des Sammelbands vorgestellt. Bei den Werken, die zwischen 2018 und 2021 den *Prix Servais* bekamen, ist auch die *Shortlist* der vier anderen Werke, die es auch in die engste Selektion geschafft hatten, angeführt, was es den Leser:innen erlaubt Einblick in die Literaturlandschaft der vergangenen Jahre zu bekommen. Den preisgekrönten Werken wird jeweils ein Kapitel von 5-10 Seiten gewidmet, beginnend mit dem Titelbild des Werkes, den Metadaten zu Publikationshaus und Sprache, gefolgt von einem Foto der Autor:innen und ihren Lebensdaten. Unter diesen Fotos befindet sich ein QR-Code, der auf den passenden Eintrag im Autorenlexikon des CNL verweist. Dieser Verweis ist zwar praktisch, da er den Leser zu einer ständig aktualisierten und sehr verlässlichen Quelle leitet, die Autor:innenportraits von großer Qualität und Vollständigkeit anbietet. Der Code verstärkt jedoch den Eindruck der Leere was das Profil der Autor:innen angeht: auf den respektiven Einleitungsseiten hätten noch sehr viel mehr Informationen Platz gefunden anstelle von sehr großzügigen Weißflächen. Auch die zahlreichen Seiten am Ende mit Fotos von Bücherstapeln hätten die Möglichkeit geboten die Autor:innen und deren Werk und Gesamtwerk näher zu beleuchten. Die Entscheidung nur die Dankesrede zu veröffentlichen und nicht die Laudatio, vorgetragen von einem Redner der meist von den Autor:innen selbst vorgeschlagen wird, ist nachzuvollziehen. Die Abwesenheit dieser Dimensionen verstärkt aber das Gefühl der Leere seitens der Leser:innen. In den Reden selbst gehen die Preisträger:innen relativ wenig auf die Werke selbst ein. So besteht die Dankesrede von Roger Manderscheid, der 1992 den *Prix Servais* für *de papagei um käschtebam* bekam, aus 27 nummerierten Punkten in

denen er Film und Fernsehen als Antagonisten der Literatur darstellt; seinen Roman aber erwähnt sie nicht. Das Kapitel zu Manderscheids Buch bietet zum Beispiel, leider, bis auf das Titelbild, keinen Anreiz das preisgekrönte Werk ausfindig zu machen und zu lesen, oder sich wenigstens ein grobes Bild der Handlung zu machen.

Drösseg Rieden ist eine wichtige Publikation, weil sie sichtbar macht, dass die Luxemburger Literatur sich als mehrsprachige eigenständige Literatur mit Tradition durchsetzt. Es ist etwas mühsam zum Handy greifen müssen, um fundamentale Informationen zu den Autor:innen und ihrem respektiven Oeuvre in der online Fassung des Autorenlexikons zu finden. Biographische Daten der Autor:innen, eine Liste der bisherigen Publikationen, sowie eine Synopsis der Gewinnerpublikation, wären sehr wünschenswert gewesen, um den Leser:innen, von denen viele bis dato vielleicht nur einzelne der präsentierten Werke kannten, ein tieferes Verständnis des Literaturfeldes in Luxemburg zu vermitteln.

Anne-Marie Millim